

Göttingische gelehrte Fehlannonce

Peter Schöttler und Frank Rexroth erklären, warum das Max-Planck-Institut für Geschichte kein Institut für modernste Weltgeschichte wurde

Ein halbes Jahrhundert lang gab es in Göttingen ein Max-Planck-Institut für Geschichte. Der Senat der Max-Planck-Gesellschaft beschloss 2006 die Schließung des Instituts, nachdem es nicht gelungen war, den Konstanzer Neuzeithistoriker Jürgen Osterhammel als Direktor zu verpflichten. An ihn knüpfte sich die Hoffnung einer revolutionären Horizonterweiterung der Institutsarbeit. Seine Habilitationsschrift über China und die Weltgesellschaft galt als Programmbuch einer globalhistorischen Komparatistik der an Quellen überreichen neuesten Zeit, wie sie Osterhammel dann als Leibniz-Preisträger ohne die Ressourcen und Ablenkungen eines Institutsdirektorats in seinem großen Werk „Die Verwandlung der Welt“ verwirklichte. Wie Peter Schöttler in einer Probeflieferung der Geschichte des Göttinger MPI mitteilt, die er im Auftrag der MPG erarbeitet („Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext. Die Ära Heimpel“). Ergebnisse des Forschungsprogramms Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Preprint 2, Berlin 2017), stand das Programm solch einer dem Gegenstand wie der Methode nach modernen Universalgeschichte schon in der Anfangszeit des Instituts zur Debatte – als Gegenvorschlag eines Beiratmitglieds zu den Plänen des Gründungsdirektors Hermann Heimpel.

Ausgerechnet der Freiburger Historiker Gerhard Ritter, der als Widersacher von Franz Schnabel und Fritz Fischer im Gedächtnis der Zunft die Beharrungskräfte der Nationalgeschichtsschreibung repräsentiert, war der Mann, der dafür plädierte, dass das Institut etwas Neues anfangen solle und nicht einfach die überwiegend editorischen Projekte des 1944

untergegangenen Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte wiederaufnehmen dürfe. Nach einer Beiratssitzung, an der Ritter nicht hatte teilnehmen können, schrieb er am 21. Januar 1958 einen dreieinhalbseitigen Brief an Heimpel, in dem er „gewisse Bedenken und Zweifel“ ausbuchstabierte. Er begrüßte es, dass man nicht die in Berlin liegen gebliebene Briefausgabe Kaiser Karls V. fortsetzen wollte. „Sehr richtig! Aber wo steckt nun das grundsätzlich Neue?“ Dem „historischen Wissenschaftsbetrieb“ stellte Ritter die Diagnose „einer Art von Krise“ – einer Krise der „durch massenhaften Studienbetrieb und unendliche Quellenpublikationen“ verursachten Überproduktion. „Man gerät in eine Art von Alexandrinismus hinein, vor allem, wenn man immer und ewig auf den verschiedenen Nationalgeschichten herumreitet.“

In Ritters Augen war die Pflege dieser Steckenpferde doppelt anachronistisch. Nicht nur den nationalen, auch „den traditionellen europäischen Rahmen“ ihrer Forschungen müsse die Geschichtswissenschaft sprengen. „Heute ist ein globaler Lebenszusammenhang entstanden, der alle Tage dichter wird.“ Ein Kompendium der Weltgeschichte lasse sich nicht mehr durch Addition herstellen. Als „Sache eines modernen Instituts“ bestimmte Ritter die Arbeit am Begriff davon, „was moderne Weltgeschichte ist und wie sie zustande kam“. Die „ungeheure Aufgabe der Zukunft“, „in einem ganz anderen Sinn als früher eine Geschichte des europäischen Kolonialismus“ zu schreiben, sei auch in Frankreich noch „nicht einmal ansatzweise in Angriff genommen“ worden.

1960 reiste Heimpel nach Kiel, um dem Zeithistoriker Karl Dietrich Erdmann die

Leitung der Neuzeitabteilung des MPI anzutragen. Dem Kölner Kollegen Theodor Schieder berichtete Heimpel, leider sei Erdmann „so auf seine zukünftigen Forschungen zur Geschichte Asiens festgelegt, dass ich ihn für unser Institut nicht gewinnen konnte“. Schieder (von seinen Schülern als Schrittmacher der Modernisierung der Disziplin kommemoriert) war ohnehin der Ansicht, dass das MPI „nicht der geeignete Ort sein würde, die Studien über asiatische und afrikanische Geschichte in Deutschland zu intensivieren“. Erdmann kam nicht nach Göttingen, das in der Aufklärung ein Zentrum der Weltgeschichtsschreibung gewesen war, publizierte allerdings auch von Kiel aus nie ein Buch zur Geschichte Asiens.

Auf Ritters Eingabe hatte Heimpel einen Monat später knapp und unverbindlich geantwortet. „Ihre Gesichtspunkte werden von uns sehr genau bedacht, nur glaube ich, dass man zu einem neuen Institut oder geradezu zu einem Chathamhaus kommen müsste, wenn man Ihren Gedanken konsequent verwirklichen wollte.“ Chatham House in London war der Sitz des Royal Institute of International Affairs. Heimpel sagte also, dass man ein viel größeres, eher politikwissenschaftliches als historisches Institut gründen müsste. Außerdem spielte er wohl, wie Schöttler vermutet, auf Arnold Toynbee an, den langjährigen Chefforscher von Chatham House, dessen gigantische „Study of History“ zünftige Historiker mit größter Skepsis sahen. Aber wie Toynbee parallel die datenreichen Jahresberichte seines Instituts und die Lieferungen seiner spekulativen Geschichte der Weltkulturen für den Druck vorbereitete, so entfaltete auch Heimpel eine gespaltene Pu-

blikationstätigkeit. Der hochspezialisierte Quellenforscher stand neben dem Geschichtssayisten und Festredner.

Im Rahmen einer Göttinger Ringvorlesung über Forschung im „Zeitalter der Extreme“ hat Frank Rexroth, der in den Planungen der MPG als mediävistischer Direktor neben Osterhammel vorgesehen war, jetzt die Frage erörtert, warum trotz bester institutioneller Voraussetzungen die Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft nicht von Heimpels Göttingen ausging. Dass das Gründungsprogramm des MPI der Neuzeitabteilung die Erforschung von „Schicksalsfragen der deutschen Geschichte des neunzehn-

ten Jahrhunderts“ aufgab, ist zusammen zu sehen mit dem von Heimpel 1957 an die Schule der „Annales“ adressierten Vorwurf, in der französischen Methode der Sozialgeschichte drücke sich der „Wunsch nach der Geschichte ohne Schicksal“ aus. Wie Rexroth auch an Heimpels Reden der NS-Zeit illustrierte, ist dessen Schicksalsbegriff nicht fatalistisch, sondern im Sinne von Vorgaben für das politische Handeln zu verstehen, die aus frühen Prägungen des deutschen Geistes stammten – mit den Begriffen der Feinde: aus einer mentalitätsgeschichtlichen *longue durée*. Heimpel ritt weiter auf den Nationalgeschichten herum, weil er überzeugt blieb, dass sich im Spätmittelalter ein dauerhafter Dualismus von französischem und deutschem Geist gebildet hatte, von Rationalismus und Historismus, Wissenschaft und Innerlichkeit.

Konnte Heimpel unter diesen Prämissen überhaupt ein erfolgreicher Leiter eines wissenschaftlichen Instituts sein? Nach Rexroth harmonierte sein Antirationalismus durchaus mit der eigenen wissenschaftlichen Begabung, der Intuition für das sprechende Detail einer unbekannt Quelle. Ritter, der als Ausleger der „Utopia“ des Thomas Morus verdeckte Kritik an Hitlers Machtstaat geübt hatte, war sich, als er Heimpel sein Konzept für ein „Institut für modernste Weltgeschichte“ übersandte, „des Utopischen“ seiner „Vorschläge bewusst“. Er misstraute einem Historismus, der das neue Institut gleich im ersten Jahr dazu bewogen hatte, mit einer „Entstehungsgeschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“ die „eigene Vorgeschichte in Auftrag“ zu geben. An Peter Schöttler ist es zu beweisen, dass solche Institutsbiographik auch modern ausfallen kann. PATRICK BAHNERS



Hermann Heimpel

Foto David Wintzer